

Gerhard Armanski

---

## Chinas Abgang von der Weltbühne

Vom 11. bis zum 18. Jh. verfügte China über die größte Flotte der Welt und war dem Westen wirtschaftlich und technisch weit überlegen. Unter dem Ming-Kaiser Yongle setzte es auch zu groß angelegten maritimen Unternehmungen in asiatischen Gewässern und dem Indischen Ozean an. Die Reisen waren eine Meisterleistung der zeitgenössischen Seefahrt. Sie dienten weder der geographischen Neugier noch der Eroberung oder dem Handel; sie sollten vielmehr das bewährte diplomatisch gestützte Tributsystem des Reichs der Mitte mit den umliegenden Ländern ausdehnen. Nach dem Tod des Kaisers wurden sie vollkommen eingestellt. Sie galten insbesondere der konfuzianischen Hofbürokratie, die sich gegen die innovative Eunuchenfraktion durchsetzte, als überflüssig und zu kostspielig. Die Entdeckungsreisen wurden niemals auch nur annähernd wieder aufgenommen – ein Faktum, das noch schwerwiegende Folgen in der neueren Geschichte des Landes zeitigen sollte.

Über 350 Jahre nach diesen Geschehnissen bildete China die stärkste Wirtschaftsnation der Erde mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen (ähnlich Indien). Auf das Kaiserreich entfiel ein Viertel der Weltproduktion (heute 7 %). Unter der mandschurischen Qing-Dynastie (1644-1911) erreichte China in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen historischen Höhepunkt, ökonomisch, politisch und kulturell. Der Staat wies – bei milder Besteuerung – beträchtliche Budgetüberschüsse auf. Die Bevölkerung erfreute sich eines beispiellosen Wohlstands. Neben der Blüte der Agrarökonomie (auch von quasi-industriellen Kulturen etwa von Baumwolle, Tee und Zuckerrohr) war dies einem anwachsenden Handwerk und dem Binnen- sowie dem Außenhandel geschuldet. Textilmanufakturen, Bergbau und Landwirtschaft erlebten einen großen Aufschwung. Die reichen Kaufleute agierten in regelrechten Dynastien. Das Land besaß vielfältige und blühende Städte, die größten der Welt. Erste wechselseitige Kontakte zu Europa mit wissenschaftlichem und kulturellem Transfer entwickelten sich. So schien China mit dem Westen Schritt halten und ihm auf gleicher Augenhöhe begegnen zu können.

Dies sind unabwiesbare historische Tatsachen. Auf einem ganz anderen Blatt steht die Frage, warum China ab 1800 gegenüber dem Westen und Japan immer mehr ins Hintertreffen geriet. Die „California School“ (u.a. Kenneth Po-

meranz) vertritt vehement die These vom Gleichstand, ja der Überlegenheit Chinas in der anhebenden industriellen Revolution. Sie kann allerdings nicht schlüssig begründen, warum sich jene nicht in der nachfolgenden Entwicklung auszahlte (Brenner 2002: passim). Ich vertrete demgegenüber hier die These, dass China weder zum Ausbeutungs- und Reichtumsapparat der kapitalistischen Industrie noch dementsprechend zu einer sozial und politisch führenden bürgerlichen Klasse fand und daher zurückfallen musste. Mehr noch war es genau dieser Umstand, der es zum Spielball imperialistischer Interessen und heftiger innerer Widersprüche werden ließ. Diesen Mangel an gesellschaftlicher Leitung und Koordination konnte erst die Kommunistische Partei wettmachen. Sie fungiert gewissermaßen als Agent einer nachholenden industriellen Entwicklung. Genau das stand auch der frühen KPdSU vor Augen („primäre sozialistische Akkumulaton“), die daran jedoch scheiterte.

### Das goldene Zeitalter

„Um 1800 war die Bevölkerung Chinas besser ernährt, gekleidet und untergebracht und profitierte von einem vielseitigeren Wirtschaftsleben als die Menschen in anderen Gebieten Asiens oder in vielen Teilen Europas.“ (Dabbringhaus 2006: 45) China wies einen deutlichen Vorsprung auf. Das Reich umfasste damals knapp 12 Millionen Quadratkilometer. „In dieser Epoche war China der größte und reichste Staat der Welt.“ (Gernet 1979: 382) 1741 zählte das Land 143 Millionen Einwohner (nach neueren Angaben ca. 280), achtzig Jahre später 360 Millionen. China war damals weder arm noch unterentwickelt. Seine institutionellen Arrangements hielten jedem Vergleich mit dem Westen stand. Allerdings gibt es keine direkte Korrelation zwischen Wohlstand, good governance und industrieller Entwicklung. „Die chinesische Landwirtschaft war sehr produktiv. Pro Hektar warf sie vor allem auf bewässerten Feldern mehr Nahrungsmittel ab als die englische Landwirtschaft. Verschiedene besonders marktgängige Produkte für (cash crops) wurden intensiv kultiviert. Die Industrie war nicht weniger entwickelt als in England und der ausgedehnte Handel war effizient organisiert.“ (Vries 2003: 20) Einen internationalen Vergleich brauchte das Reich der Mitte damals keineswegs zu scheuen, weder kommerziell noch technologisch. Nicht nur war die Liste der technischen Erfindungen lang und beeindruckend, auch die naturwissenschaftliche Theorie hinkte in China derjenigen Europas nicht hinterher, führt Frank in Anlehnung an Needham aus (Frank 1998: 193). Sowohl in der Rüstungstechnik wie im Schiffsbau könne von einer europäischen Überlegenheit im 18. Jh. nicht die Rede sein. Das gelte auch für den Überlandtransport.

„China erreichte den Höhepunkt der unter vorindustriellen Bedingungen möglichen Entwicklung und hielt dann inne. Keine Kräfte in eine andere Richtung waren erkennbar, keine etwaigen Aufstiegsbewegungen wurden blo-

ckiert“, resümiert Crone etwas verwundert (1989: 173). Pomeranz stellt nach einer vergleichenden Untersuchung der vor- bzw. protokapitalistischen Bedingungen in Westeuropa, besonders in England, fest: „Es scheint so, als wäre Westeuropa nach der Mitte des 18. Jahrhunderts weder einzigartig produktiv oder ökonomisch effizient gewesen (2000: 206). Vielmehr seien die soziökonomischen Prozesse dort und in China auf etwa dem gleichen Niveau verlaufen. Trotz unterschiedlicher Kontexte habe die chinesische Landwirtschaft keineswegs hinterher gehinkt. Die Bauern seien ökonomisch freier und flexibler gewesen als im Westen. „Weder Lebensstandard noch aufgewendete Arbeitskraft rechtfertigen es, ein ‚involutionäres‘ China einem ‚fleißigen‘ Europa gegenüber zu stellen.“ (Pomeranz 2000: 96) Dieses sei keineswegs bei allen ökonomischen Parametern vorne gelegen. Die chinesischen Fernhändler hätten der europäischen Konkurrenz gut standgehalten, bis diese militärische Gewalt anzuwenden begann. Insgesamt habe es weit mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede zwischen den beiden Wirtschaftszonen gegeben.

Aber der Frage, warum sich denn der Kapitalismus in Europa durchgesetzt habe, weicht auch Pomeranz aus und belässt es bei vagen Andeutungen auf neue Energiequellen und die Ressourcen der Neuen Welt. Verdienstvoll ist indes, dass er dem wohlfeilen Vorurteil von einer strukturell-historischen Rückständigkeit Chinas nachdrücklich entgegentritt. Die „great divergence“ ist erst im 19. Jahrhundert unter nicht unerheblicher Mithilfe des westlichen (und japanischen) Imperialismus eingetreten. Man tut gut daran, sich vor einer Rückprojektion der dann eintretenden chinesischen Malaise auf das Jahrhundert davor oder gar noch weiter zurück zu hüten. Vielmehr kann dieses allemal als Folie des nachfolgenden Absturzes des Reichs der Mitte dienen.

Die heutigen Kunstsammlungen in Peking oder Taipeh stammen ebenso aus der letzten chinesischen Blütezeit wie die Ausstattung fürstlicher Residenzen des europäischen Absolutismus – gehörte doch Porzellan neben Tee, Seide und Baumwolle zu den überall heiß begehrten chinesischen Exporten. Andererseits kamen europäische Naturwissenschaft und Physik vermittels der Jesuiten ins Kaiserreich. Die chinesische Bau- und Gartenkunst, Lackmalerei, Literatur und Theater fanden im Westen hohe Aufmerksamkeit. Geistig, pflanzlich und technisch holte er sich viele Anregungen von dort. „Es war jenes lange Jahrhundert (bis ca. 1820, G.A.), in dem China sich in Europa höchster Wertschätzung erfreute, wonach dann jedoch die Herabwürdigung Chinas gemeinsam mit ganz Asien begann.“ (Schmidt-Glintzer 2010: 118) Die Mission des Lords Macartney 1793 brachte das seither in Europa zirkulierende Bild eines rückständigen und zerfallenden Reiches mit. Auf die Zeit nach 1850 mag das zutreffen. Die „great divergence“ zum Westen begann erst dann. Das Klischee gepaart mit geringer Landeskenntnis transportiert dennoch subkutan die Frage, warum sich denn dieser industrialisierte, China aber nicht.

Denn ab dem Ende des 18. Jahrhunderts mehrten sich die Krisenanzeichen.

Die größte Ausdehnung des Reiches seit Beginn seiner Geschichte erwies sich zunehmend als Überdehnung. Insbesondere in seinen Randzonen nahmen chiliastische, von Geheimgesellschaften wie der „Weißen-Lotos“-Sekte geschürte Aufstände zu. Starke Provinzregierungen schwächten die Zentralgewalt. Die europäischen Mächte formierten sich zäh und geschickt zum Angriff. Die East India Company hatte bereits 1715 eine Niederlassung in Kanton gegründet und weitete den von ihr monopolisierten Opiumhandel aus. Dieser sollte sich im 19. Jh. als Einfallstor der imperialistischen Interessen erweisen. Entscheidend aber wurde das immer raschere Zurückbleiben Chinas gegenüber der westlichen (und später japanischen) industriellen Revolution. Die gelehrte Gentry erkannte durchaus die Zeichen der Zeit, etwa Verschwendung, Luxus und Korruption und zeigte sich mehr als in der Vergangenheit skeptisch, kritisch und reformerisch. Ehe das zum Tragen kam, versank das Reich der Mitte jedoch im Strudel seiner inneren Widersprüche und äußeren Eingriffe.

Andre Gunder Frank wird nicht müde nachzuweisen, dass China bezüglich Bevölkerung, Produktion, Produktivität der Arbeit, Wettbewerbsfähigkeit, Handel und Wachstum im 18. Jahrhundert Weltspitze war. Der Westen habe das chronische Handelsbilanzdefizit nur mit (amerikanischem) Silber ausgleichen können. Frank betont, dass für jene Zeit nicht von einer europäischen, sondern von einer asiatischen, insbesondere chinesischen Hegemonie im Welthandel auszugehen sei. Er spricht allerdings irreführend allgemein von „capital formation“ und vermag von seinem an die Marktsphäre gebundenen Standpunkt aus nicht zu erklären, warum das chinesische Geldkapital nicht ins industrielle Kapital umschlug. Die hierfür verantwortlichen Strukturmerkmale der chinesischen Gesellschaft und Ökonomie kommen ihm gar nicht erst in den Blick. Auch sein Begriff von Welthandel ist fragwürdig. Er fasst darunter nur den Warenaustausch im globalen Maßstab. Aus dieser auf Südostasien fixierten Sicht zählt der ab dem späten Mittelalter anschwellende innereuropäische Handel z.B. zwischen den Niederlanden und England, eine der Keimquellen des Kapitalismus, nicht. Stattdessen zeichnet Frank das Bild eines Welthandels in konzentrischen Kreisen, in deren Zentrum China gestanden habe. Diese Struktur der internationalen Ökonomie stelle Kolumbus und dessen Folgen weit in den Schatten. Aber genau diese sollten sich als geschichtsträchtig erweisen.

Nur Eurozentriker könnten übersehen, führt Frank aus, dass Europas Handel mit und in Asien den Umfang des asiatischen Handels bis zur Zeit der französischen Revolution bei weitem nicht erreichte und in dieser Region marginal blieb. So wurden z.B. nur 15% der Gewürze und des Pfeffers nach Europa exportiert, die überwiegende Menge hingegen ging nach China. Von einer europäischen (d.h. portugiesischen und dann holländischen) Kontrolle oder gar partiellen Monopolisierung des asiatischen Handels könne keine Rede sein. Gleichwohl geisterte noch immer die These von einer europäischen Überlegen-

heit durch die Literatur. Wer allerdings wie A.G. Frank auf die Zirkulations-sphäre fixiert ist und dem damit jegliches Kapital als einerlei gilt, der wird seine Transformationsblockaden und mithin den Absturz Chinas im 19. Jh. nicht begreifen. Nicht die Produkten- und Handelsmasse ist ausschlaggebend, sondern welche gesellschaftliche und ökonomische Bedeutung sie hat. Es grenzt schon an Naivität zu behaupten, der Aufstieg Europas habe sich infolge des Aufspringens auf den asiatischen Zug vollzogen (Frank 1988: 277).

## Verfall und Angriff des Imperialismus

Das Bild chinesischer Dominanz begann erst nach 1800 umzuschlagen. Verschiedene Berechnungen der Langzeitentwicklungen laufen auf ein Wendedatum zugunsten des Westens zwischen 1815 und 1825 hinaus. „Eine rasche ökonomische Veränderung erfolgte erst im frühen 19. Jahrhundert durch den Opiumhandel und dem damit einhergehenden Silberabfluss, was das gesamte ökonomische System destabilisierte.“ (Frank 1998: 274) Die strukturellen Schwächen der chinesischen Ökonomie begannen sich mehr und mehr bemerkbar zu machen und öffneten dem Ausland erst die Tür – mit bis ins 20. Jh. reichenden Konsequenzen. Der wachsende Einfluss des westlichen Imperialismus im 19. Jahrhundert konnte sich jedenfalls nicht wie anderswo auf koloniale Pfeiler stützen (Klein 2009: 86f.). Er setzte zunächst und vor allem auf das Argument der Waffen. Indem die imperialistischen Staaten China gewalt-sam in ein fremd bestimmtes internationales Ordnungssystem eingliederten – ein vollkommenes Novum in seiner Geschichte, die Invasion der Mongolen eingeschlossen –, verletzten diese das nationale Selbstgefühl, ein Trauma, das bis heute nachwirkt.

Der in der Geschichtswissenschaft geläufige Konsens geht dahin, dass China in der Qing-Zeit weder kapitalistisch war noch wurde. Die von innen oder außen angestoßenen Ansätze dazu seien zertreten worden. Das Privateigentum an den Produktionsmitteln habe sich ebenso wenig durchsetzen können wie ein unbeschränkt freier Markt. Regierung und Bürokratie hätten ständig in ihn interveniert und dem Eigentum und der Initiative der Privaten die Kandare angelegt. So habe sich eine „asiatische“ Produktionsweise herausgebildet, die sich mit dem „orientalischen Despotismus“ in eine unheilige Allianz begeben hätte. Es sei eine geschlossene, statische Gesellschaft gewesen, in der das Individuum allein dem Staat gegenübergestanden habe. Da der weltneugierige moderne Mensch der Renaissance und Reformation gefehlt habe, blieben nur noch das Studium der altherwürdigen Texte und die Kalligraphie. Wissenschaft und Technologie hätten keine bedeutende Rolle gespielt. Soweit die allgemeine Auffassung. Wir werden sehen, dass sie weder auf China noch auf den Vergleich mit Großbritannien zutrifft, obwohl *cum grano salis* einige richtige Beobachtungen darin stecken.

Bereits in der Blüte zeigten sich die ersten Spuren des Niedergangs. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts bewegte sich die Produktivität der Landwirtschaft in etwa auf dem Niveau der fortgeschrittensten europäischen Gesellschaften, in manchen Bereichen stand sie gar höher. Aber im Laufe des Jahrhunderts begann sich das Bild zu wandeln. China hatte das Maximum dessen erreicht, was mit traditionellen Produktionsmitteln möglich war, und zeigte zunehmend involutive Tendenzen. Der noch immer hohe Lebensstandard auf dem Land verdankte sich weniger der landwirtschaftlichen Arbeit und Technik als der geschickten Ressourcenkombination und der Ausdehnung des bebauten Landes. Die bäuerlichen Wirtschaften waren klein, ja winzig, und wurden in dörflicher Absprache bestellt. So etwas wie der britische große Grundbesitz bildete sich nur vereinzelt und allenfalls im Süden heraus.

Die landwirtschaftlichen Produkte, z.B. Baumwolle, durchliefen verschiedene Fertigungsstufen vom Anbau bis zum Stoff, welche die Hersteller mittels Agenten einander verkauften und nur zum geringen Teil auf den Markt brachten. Ein Verlagssystem wie im Europa der industriellen Revolution war unbekannt. Die gesellschaftliche Teilung der Arbeit funktionierte nicht zwischen den Haushalten, sondern innerhalb derselben und sie war im Übrigen weniger zementiert als in Europa. Auch die Manufakturproduktion, so groß sie auch sein mochte, unterlag dem Prinzip der Familienökonomie. Schließlich trug der Handel, vor allem der auswärtige, noch viele Züge des traditionellen Tributsystems; er stand unter der Aufsicht des Staates und entwickelte wenige kommerzielle Korporationen. Am Ende des 19. Jahrhunderts trug er nur etwa 2 % zum Bruttoinlandprodukt bei. Der europäische Anteil daran war minimal; seine größte Bedeutung bestand darin, dass infolge der positiven chinesischen Handelsbilanz bis etwa 1820 Silber in großen Mengen ins Land floss. In China herrschte ein freier Binnenmarkt in einem Ausmaß, das dem Ideal von Adam Smith sehr nahe kam. Aber Kapitalismus entstand und entsteht daraus ebenso wenig im Selbstlauf wie durch den Volkswohlstand oder die Masse des umlaufenden oder angehäuften Geldes.

All dies verdeutlicht, dass sich die Geldkapitalquellen in China als dürftig erwiesen. Das allein reicht jedoch zur Erklärung der ausbleibenden industriellen Revolution nicht aus. Auch die Rede vom „orientalischen Despotismus“ hilft hier nicht weiter. Der Staat sah sich der konfuzianischen Ethik verpflichtet, wonach er nicht nur für die allgemeine Wohlfahrt Sorge zu tragen habe, sondern auch zu einem niedrigen Steuersatz sowie ausgeglichenem Budget verpflichtet war. Es gab zunächst weder Staatsschulden noch eine Nationalbank – wiederum ein fehlendes Glied in der Kette kapitalistischer Entwicklung. Auch aus seinen kolonialen Peripherien kamen kaum Einkünfte. Das meiste Geld gab der Staat für militärische Zwecke aus; seine Bürokratie indes fiel relativ zur Bevölkerungszahl weit geringer aus als in Großbritannien. Es gab weder ein formales Rechtssystem noch Anwälte. Die Regierung jedoch stand keineswegs

auf tönernen Füßen. Sie zehrte bis 1911 von einer ausgeprägten und unhinterfragten Legitimität des himmlischen Kaiserthrons. Dieser sah seine Aufgabe darin, den traditionellen status quo zu garantieren. Eine entwicklungspolitische Rolle des Staates war darin nicht vorgesehen. Sein Einfluss reichte immer weniger in die Provinzen, wo die lokale Bevölkerung neben den Steuern an den Zentralstaat noch das Zwei- bis Dreifache an Abgaben an Beamte und andere Machthaber zu entrichten hatte.

Im 19. Jahrhundert verfiel das Regierungssystem zunehmend, Haushaltsdefizite, Staatsschulden, Korruption und Missmanagement traten auf bzw. nahmen zu. Das Transportsystem und die Getreidespeicher litten. Die Handelsbilanz rutschte ins Negative, Silber floss gegen Opium außer Landes, und das führte zu einer Währungskrise. Die Qing-Regierung war niemals despotisch oder gar totalitär gewesen; eher war sie paternalistisch mit zahlreichen korporatistischen Partnern und Cliques. Insgesamt krankte sie nicht an zu viel, sondern an zu wenig Macht, was schließlich in den Quasiverlust der Souveränität an die Provinzen und ans Ausland mündete. Die Bewegung zur „Selbststärkung“ erlahmte alsbald. „Die Konfrontation mit den westlichen Imperialisten seit dem ersten Opiumkrieg intensivierte den bereits im Gang befindlichen Abschwung.“ (Vries 2003: 30) Deren ökonomischer Einfluss auf das Land blieb zunächst gering, da sich erst wenig profitable Investitions- und Absatzmöglichkeiten boten. Lediglich das Kreditgeschäft, der Eisenbahnbau und die Entwicklung der Hafen- und Küstenstädte erwiesen sich als Goldgruben. Auch Rohstoffe und Verkehrswege waren interessant – nicht aber die wenig vorhandene Industrie, die obendrein nicht durch Zölle geschützt wurde. Es gab außer den Manufakturen lediglich einige prosperierende staatliche Unternehmen. Schließlich griffen ausländische Investoren auch in die Leichtindustrie und die Dienstleistungen ein. Der Mangel an einheimischem Geldkapital zwang China, den ausländischen Kapitalmarkt in Anspruch zu nehmen. Die westlichen und japanischen Imperialisten mochten aus ihrer Sicht begründet daran zweifeln, ob denn China überhaupt je zu modernisieren sei. Damit hatten sie gar nicht so Unrecht. Denn das altehrwürdige System des Gleichgewichts und der Stabilität in Staat und Gesellschaft zeigte sich der Dynamik des kapitalistischen Weltmarkts nicht gewachsen.

Doch was hat das alles mit dem historischen Zurückbleiben Chinas zu tun? Wenn wir uns die Klassenstruktur ansehen, so war diese seit jeher durch Bauern, Handwerker und Händler gekennzeichnet. Die Grenzen zwischen ihnen verwischten sich im Lauf der Zeit. Kaufleute und Grundbesitzer wuchsen zu einer neuen Klasse heran. Status und Bildung (vor allem der gelehrten Staatsbeamten) blieben aber bis zum Ende des kaiserlichen Chinas ausschlaggebend. In gewisser Weise war dessen Gesellschaft offener als die des Westens. Zahlreiche funktionell differenzierte Vereinigungen und Verbände kennzeichneten sie. Aber sie brachte keine soziale Gruppe oder Klasse hervor, die eine fundamen-

tale, ja revolutionäre Umwälzung der Gesellschaft bewerkstelligen wollte und konnte. Die politische Klasse war daran nicht interessiert, das Kaufmanns- und noch mehr das Manufakturkapital erwiesen sich dafür als zu schwach. China war kein Trainingsplatz und erst recht kein Garten Eden für den Unternehmer westlichen Typs. Der schmale kapitalistische Sektor in China berührte weder den Charakter und den Vorrang der agrarischen Ökonomie noch die soziopolitischen Beziehungen, die sie hervorbrachte. Es gelang ihm auch nie, den Staat für seine Interessen einzuspannen. Kapitalistisch wird man die Qing-Periode nicht nennen können, da sich die geringe Durchsetzung der Wert- und Warenform des Produkts in einer weitgehend ausbleibenden Proletarisierung und Kapitalakkumulation niederschlug. Die Basis einer kapitalistischen Produktionsweise war in China technisch unterentwickelt sowie weniger zentralisiert und konzentriert als in Europa.

Der seiner Subsistenzmittel beraubte vogelfreie Proletarier ist die *conditio sine qua non* des Übergangs vom kommerziellen zum industriellen Kapitalismus, der auf Basis der Ausbeutung der Arbeitskraft kostenökonomisch produziert. Auffassungen wie die Crones (2007: 166), die den Kapitalismus auf eine via Markt operierende Warenökonomie inkl. Arbeitskraft reduzieren, halbieren ihn und können schon gar nicht erklären, wieso er in China keinen Durchbruch erzielte. Eher wird man sagen können „dass alle nichteuropäischen Entwicklungspfade nur auf modifizierte Versionen derselben Gesellschaften hinausliefen und nicht auf den europäischen Typus“ (Crone 2007: 171), nämlich den radikalen Umsturz der bisherigen Produktionsweise. Nicht nur stand das vorhandene Geldkapital in China, wie wir oben gesehen haben, keineswegs auf dem Sprung in eine neue Seinsweise; auch die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung fuhr fort, ihre angereicherte agrarische Subsistenz zu führen und sah keinerlei Anlass, sich in die neuen Produktionsmühlen zu begeben. Die chinesische Haushaltsökonomie wirkte der Entwicklung der Industrie und des Proletariats in großem Maßstab entgegen. Wie sollte man sich denn einen politisch gebundenen chinesischen Kaufmann, vom feinsinnigen Gelehrten-Beamten zu schweigen, als einschlägige historisch-ökonomische Figur eines modernen Kapitalisten vorstellen? Was Marx beschreibt: „Der ehemalige Geldbesitzer schreitet voran als Kapitalist, der Arbeitskraftbesitzer folgt ihm nach als sein Arbeiter; der eine bedeutungsvoll schmunzelnd und geschäftseifrig, der andere scheu, widerstrebsam, wie jemand, der seine eigne Haut zu Markt getragen und nun nichts anderes zu erwarten hat als die – Gerberei“ (MEW 23: 191) – das sollte den Chinesen vorerst erspart bleiben, allerdings auch die Springquellen gesellschaftlichen Reichtums via Mehrwertproduktion. Noch das China des 18. Jahrhunderts hatte unter den europäischen Gelehrten Aufsehen erregt. Leibniz etwa lobte die Gesetzestreue des weisen Herrschers Kangxi, Montesquieu holte sich Überlegungen für seine Staatstheorie, während Hegel später schon die Kehrseite reflektierte; er hielt dafür, dass der chi-



nesische Despotismus in einer Gesellschaft aus Unfreien unumgänglich sei. Vielleicht erfuhr er vom sinkenden Stern des Reichs der Mitte. Die konfuzianisch-autoritäre Politik der herrschenden Klasse dankte jedoch weder sofort noch vollends ab. Erst in der Verfallsperiode des ‚aufgeklärten Absolutismus‘, in welchem die Zusammenarbeit zwischen Kaiserhof und chinesischer Oberschicht vermittels eines ausgeklügelten Korrespondenzsystems gut funktioniert hatte, führten die immer schärfer angezogene Steuerschraube, eine überzentralisierte Verwaltung und die grassierenden Durchstechereien zu Bauernaufständen und der Bildung gefährlicher Geheimbünde. Um 1860 begann die Epoche, welche die chinesische Geschichtsschreibung als „Periode des nationalen Unglücks“ apostrophiert. Die (verflossene) Machtstellung bestimmte allerdings noch lange das herrschende politische Bewusstsein, auch und gerade gegenüber den Europäern. Gleichzeitig wuchs neben literarischen und literaturgeschichtlichen sowie geschichtsphilosophischen Werken eine wissenschaftliche und evolutionistisch-soziologische Absolutismuskritik an; ihre Vertreter waren Zeit- und Gesinnungsgenossen der europäischen Aufklärung. Sie verfiel indes einer „großen literarischen Inquisition“ (Gernet), wiederum zum Nachteil der weiteren Entwicklung, während Europa die ersten bürgerlichen Revolutionen erlebte.

Einerseits fixierte man im 19. Jh. die herrschenden Zustände, andererseits untergruben Schmuggel und englischer Opiumimport die Sozialmoral des Landes. Die Krise der Staatsfinanzen, die endemische Korruption, das Abkippen der auf Silber gestützten Währung sowie des inländischen Kupfergeldes und der defizitäre Außenhandel taten ein Übriges, um die wirtschaftliche Rezession zu verstärken. Die missliche soziale Lage führte zu folgenreichen Erhebungen. Der dadurch beschleunigte Niedergang der Dynastie ging mit der Umklammerung des Reichs der Mitte durch den westlichen, insbesondere englischen Kapitalismus einher.

Schon 1773 hatte die Ostindien-Kompanie Handel und Schmuggel mit indischem Opium für sich monopolisiert. Denn die europäische Handelsbilanz mit China war chronisch negativ. Edelmetalle flossen zum Ausgleich begehrter Importe von dort ins Land. Der ausländische Handel wuchs indes auch und besonders durch das Opium. Dessen Einfuhr nach China verzwanzigfachte sich zwischen 1729 und 1800 – und das war erst der Anfang. Das Rezept war einfach: Man produziere auf erobertem Land (Indien) die Droge direkt, verkaufe sie meistbietend und profitiere durch die Exportsteuern darauf. Gewalt war dort und in China der Türöffner dafür. Die europäische Kriegstechnik erwies sich damals und in der Folge als weit überlegen. Schließlich führte das zu den nach dem Opium benannten Kriegen in der Mitte des 19. Jahrhunderts und der daraus folgenden Zersetzung der einheimischen Macht. „Der Hauptgrund der failure dieses Markts scheint der Opiumhandel zu sein, auf den in der Tat aller Zuwachs im Exporthandel nach China sich beschränkt;

dann aber die innere ökonomische Organisation des Landes, seine minute agriculture [winzige Landwirtschaft]...“, schrieb Marx an Engels 1858, und fügte bezüglich des abschließenden Vertrags zwischen England und China süffisant hinzu, er sei „a mockery from beginning to end“ (MEW 29: 361). Kein „mockery“ (Gespött) war jedoch, dass Großbritannien 1910 schließlich einen Handelsbilanzüberschuss im Verhältnis zu China aufwies. Das durch den Drogenhandel außer Landes gehende Silber bildete als Geldkapital eines der Triebkräfte der britischen Industrialisierung und Expansion im 19. Jh.

Im Frieden von Nanking 1842 nach dem ersten Opiumkrieg, mit dem das System der „ungleichen Verträge“ begann, wurde das chinesische Handelsmonopol aufgelöst, die Stationierung britischer Kanonenboote, rechtliche Exterritorialität von Ausländern und ein niedriger Importzoll festgelegt, Hongkong an die Engländer abgetreten, mehrere Freihäfen geöffnet, ausländische Konsuln und Missionare zugelassen und eine Entschädigung für das vernichtete Opium gezahlt. Die kantonesische Kaufmannsvereinigung als Konkurrent wurde abgewickelt. Vor allem in Südchina verelendeten breite mit der Seefahrt verbundene Schichten. Abermals verstärkte sich der europäische Eindruck einer unfähigen und niedergehenden Herrschaft in China. Der Zusatzvertrag von 1843 gewährte den Briten weitere extraterritoriale Rechte und die Meistbegünstigungsklausel (später auch für andere europäische Mächte). So waren die ersten Brechen für den wachsenden europäischen Einfluss geschlagen. Nach dem zweiten Opiumkrieg (1856-60) wurde das System der ausländischen Privilegien erheblich ausgebaut und der Opiumhandel legalisiert: „damit war die Grundlage für rund ein Jahrhundert imperialistischer Aggression mit all ihren Folgen gelegt“ (Klein 2009: 36).

Das kaiserliche Seezollamt mutierte zur sino-ausländischen Behörde. Als weiteres Fanal mag gelten, dass der Sommerpalast Kangxi 1860 von französischen Truppen geplündert und von englischen nieder gebrannt wurde. Nach den ersten Anzeichen einer kolonialistischen Politik verschärfte sich diese mit dem industriellen Aufstieg des Westens. In den Jahren von 1857 bis 1860 griff dieser in der Periode des innenpolitisch angeschlagenen Reiches erneut ein. Die herrschende Klasse Chinas war umso mehr zu Kompromissen gezwungen, als sie für ihre eigenen wirtschaftlichen Aspirationen dringend europäischen Kapitals und Ingenieurwesens bedurfte. Das „blaue China“ der westlich beeinflussten Küstenregionen und das „gelbe China“ des Binnenlandes kontrastierten merklich miteinander. Von den „Treaty Ports“ ging ein landesweiter Prozess der Kommerzialisierung aus. Ab 1870 verschärfte sich der ausländische Druck, während in China Traditionalisten und Modernisten miteinander rangen. Reformkonzepten wie den japanischen hing immer nur eine Minderheit der herrschenden Klasse an.

## Absturz Chinas und Triumph des Westens

Schon der erste Zusammenstoß mit einer europäischen Macht (England) im Opiumkrieg endete für das Land militärisch und politisch demütigend. Die chinesische Geschichtsschreibung bezeichnet diesen Krieg als Scheidelinie zwischen „alter Geschichte“ (gudaishi) und „neuerer Geschichte“ (jindaishi). „Mit der Entblößung seiner militärischen Schwäche trat China in ein katastrophales Jahrhundert ausländischer Aggression, innerer Unordnung und des Bürgerkrieges ein.“ (Pomeranz/Topik 1999: 103) Um 1900 soll es ca. 40 Millionen Opiumsüchtige gegeben haben. Im Inneren brachen Hungerrevolten und schließlich der Taiping-Aufstand, die bis dahin größte gesellschaftspolitische Explosion der chinesischen Geschichte, los. Jener war durch Geheimgesellschaften vorbereitet worden und von einem „mystischen Egalitarismus“ (Gernet 1979: 459) und theokratischen Kommunismus gespeist. 600 Städte wurden zerstört, etwa 20 Millionen Menschen kamen um, die Wirtschaft erlitt schwere Schäden. Ein modernistisches Reformprojekt nach europäisch-amerikanischen Muster kam nicht mehr zum Tragen. Den Qing, unterstützt von westlichen Söldnertruppen, gelang es schließlich, den Aufstand blutig zu beenden. Infolge der Erhebung sowie anderer Aufstände, die teilweise von Türken, Russen und Engländern unterstützt wurden, sanken die Steuereinnahmen und brach das Transportwesen zusammen, wie überhaupt die zentralstaatliche Kontrolle sich verminderte. Das Qing-Reich wäre beinahe unter diesen Belastungen zusammen gebrochen. Nun konnte die Landwirtschaft wieder reorganisiert werden, freilich unter der Ägide der Großgrundbesitzer. Die Ressourcen dafür bezog sie aus den Abgaben auf Handel und Handwerk, die deren Position gegenüber der ausländischen Konkurrenz schwächte. Nach der Rebellion machte sich unter der neu zusammen gesetzten herrschenden Klasse eine politische Orthodoxie breit, die das Verhalten gegenüber den westlichen Unternehmungen und Neuheiten prägte. Bei der Modernisierung der Streitkräfte und der Kriegsindustrie wendete man sich allerdings Europa zu. Die prowestlichen führenden Männer bildeten jedoch eine Minderheit. Ihnen standen xenophobische Tendenzen vor allem in Nordchina gegenüber. Die Kaiser lavierten zwischen den beiden Parteien. Die Vergangenheit wog die modernen Neuerungen auf. Es ist jedoch nicht so, dass China in technischer Hinsicht dem Westen unterlegen gewesen wäre. Waffenfabriken, Werften und Werke hielten einem Vergleich durchaus Stand. Die europäischen wissenschaftlichen Fortschritte wurden vielfach übernommen. Die Liste der einschlägigen chinesischen Adaptationen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ist lang. Dass sich gleichwohl diese Ansätze einer Industrialisierung (allerdings vorwiegend auf den Rüstungssektor beschränkt) nicht durchsetzten, verdankte sich sowohl der ökonomisch-politischen Erstarrung wie dem Druck des Imperialismus. „Mit wenigen Ausnahmen...war das 19. Jahrhundert eine Epoche der Desintegration autochtho-

ner Strukturen. Das Vordringen der europäischen Kolonialmächte war gleichermaßen Folge wie Ursache dieser Entwicklungen.“ (Osterhammel 1994: 22) Die Intervalle, die China zur Modernisierung noch blieben, waren kurz und wurden von diesen Tendenzen untergraben. Innovative einheimische Kapitalisten gab es nur in geringem Ausmaß. Zwar hatten vor allem Kaufleute beträchtliche Vermögen angehäuft, aber sie speisten sie nicht in einen (nicht vorhandenen) Verwertungsprozess in der Produktion ein. Das Geldkapital griff nicht über sich hinaus. „Solange das Handelskapital den Produktaustausch unentwickelter Gemeinschaften vermittelt, erscheint der kommerzielle Profit nicht nur als Übervorteilung und Prellerei, sondern entspringt größtenteils aus ihr.“ (MEW 25, 343). In der chinesischen Tradition ging es indes bei Geschäften weniger um Profit als um sozialmoralische Anerkennung, obgleich sich das durchaus wechselseitig bedingen konnte. Der Westen wiederum machte sich über das ritualisierte chinesische Handelssystem lustig. Er hielt dafür, dass es in der menschlichen Natur liege, nach Gewinn zu streben. Wenn China sich diesem Impuls widersetze, dürfe es mit Recht aufgebrochen werden.

Tatsächlich gab es weder genügend einheimische Kapitalinvestitionen noch chinesische Techniker. Der Staat schützte die aufkeimenden Unternehmen nicht, sondern behinderte sie. Die Angriffe, Forderungen und Privilegien der westlichen Mächte und Händler zersetzten obendrein die ohnehin zögerlichen einheimischen Bemühungen. Das Land wurde zu einer Art internationaler Kolonie. Ob dies die Hauptursache der zunehmenden Rückständigkeit war, ist umstritten; erheblich zu dieser Rückständigkeit beigetragen hat dieser Zustand auf jeden Fall. Die Zentralregierung war brüchig geworden und plagte das Land mit einer ineffizienten Bürokratie. Diese stellte sich zusammen mit der Gentry jeden Ansätzen kapitalistischen Wirtschaftens (Maddison 2007: 160) und überhaupt allen Neuerungen entgegen; von ihnen wie Japan zu lernen, kam gleich gar nicht in Frage. Für die chinesische Gesellschaft konnte generell und vor allem ab 1800 gelten, dass sie weit weniger über den Westen wusste als umgekehrt. Das ist nicht überraschend, da ja westliche Schiffe nach Asien gekommen waren und nicht chinesische nach Europa. Das riesige Reich der Mitte hatte nach seinem Selbstverständnis lange Zeit ausländischer Anregungen nicht bedurft. Allenfalls im Bereich der Naturwissenschaften gab es hier von Ausnahmen.

Wie konnte es zu diesem Niedergang kommen? Während China nach innen gekehrt blieb und eine statische Produktionsweise betrieb, durchlief der Westen in der anbrechenden Moderne zwei riesige Umwälzungen: geistig-kulturell die Aufklärung, wirtschaftlich und sozial die Industrielle Revolution, die sich im internationalen Machtantritt Frankreichs und dann Großbritanniens niederschlug. „*Britannia rules the waves.*“ Nun war die britische Flotte die größte der Welt. Während aus den oben erwähnten Gründen die chinesische Schifffahrtstechnik stagnierte, entwickelte sich das Seefahrtswesen im Westen in ra-

santem Tempo. Die – aus chinesischer Sicht – „Barbaren“ entschieden eindeutig die erste Epoche der neuzeitlichen Globalisierung für sich. „1415 – 1825 fand die erste überseeische Expansion Europas statt, die mit einem Zeitalter der Gewalt und des Merkantilismus in einem Namen zu nennen ist. Diese Ära ‚koinzidierte‘ mit dem ‚Auftauchen‘ erkennbarer Risse in den Bereichen von Arbeit, Produktivität und Lebensstandard zwischen Europa und den Völkern von Asien, Afrika und Südamerika. Diese berühmte Divergenz machte sich im 19. Jahrhundert stark bemerkbar, bleibt omnipräsent und weitet sich bis heute aus.“ (O’Brien in Denzel 2009: 42)

Maddison hat ein wachsendes Auseinanderklaffen des Bruttoinlandsprodukts sogar ab dem Jahr 1000 bis 1820 errechnet. Dahinter steckten nach seiner Untersuchung Arbeitsproduktivität, technologisches Niveau, internationaler Handel mit Gütern und Wissenstransfer als externe Faktoren. Intern veranschlagt er die Befähigung eines Landes, fortgeschrittene Technologie anzuwenden, wozu ein hoher Ausbildungsstandard sowie geeignete soziale und ökonomische Faktoren gehören. All diese Merkmale waren in weiten Teilen Europas und Nordamerikas zu finden, wesentlich weniger aber in Afrika, Lateinamerika und Asien. Nach Maddison (2007: 79ff.) sind auch ein wissenschaftlicher Umgang mit der Natur, wohlausgestattete städtische Handelszentren, das Christentum – das außer der strikt monogamen und unauflöselichen Ehe und dem heraufkommenden Nationalstaat die überlieferten Loyalitäten abwarf oder mindestens schwächte –, „das freundlich fragmentierte System eng miteinander verwandter Nationalstaaten“ (Maddison 2007: 81) sowie vor allem der gewaltige Fortschritt in Schiffbau und Navigation von Bedeutung. Man möge diese für den Westen vorgetragenen Argumente mit China vergleichen und merke die Unterschiede, die historisch wirksam wurden. In ein Schaubild gebracht, zeigen die Daten des BIP pro Kopf eine um 1500 beginnende leichte Spreizung zugunsten Großbritanniens gegenüber China, um bis 1850 stetig anzusteigen und im folgenden Jahrhundert geradezu zu explodieren.

Das Reich der Mitte schien in Opiumhöhlen, einer anachronistisch gewordenen und schwerfälligen Regierungsform sowie zunehmenden Übergriffen der Kolonialmächte (die USA kamen dazu und am Ende auch Deutschland) zu versinken. In Europa keimte die hochmütige Vorstellung auf, dass man dadurch China erst eigentlich in die Moderne katapultiere. Die ersten Kanonenschüsse der britischen Schiffe auf dem Perlfuß leiteten für China und Ostasien insgesamt eine völlig neue historische Epoche ein. Diese wurde nun zum Bestandteil europäischer Geschichte. Damit versanken auch die einzigartigen Hervorbringungen der chinesischen Geschichte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Überlegenheit des Westens z.B. in der Stahlproduktion, beim Kohleabbau, durch den Explosionsmotor und die Nutzung der Elektrizität noch an. Der immer raschere technische Fortschritt konzentrierte sich dort und begann für China trotz aller Imitationen bedrohlich zu werden. Zusam-

men mit der furchtbaren Krise des Taiping-Aufstandes und des politischen Systems insgesamt verschärften sich die westlichen Interventionen, sodass ein Ende des Reiches greifbar erschien. „China hatte kaum die Zeit, die Mittel, die Ruhe und die Autonomie, die zu seiner Stärkung und zum wirksamen Kampf gegen den Ansturm der imperialistischen Länder nötig gewesen wären.“ (Gernet 1979: 457).

Nach den Opiumkriegen wurden die Eingriffe immer umfassender. Der westliche Textilimport wurde von Zollgebühren befreit. Bei jedem Zwischenfall verlangten die Europäer exorbitante Entschädigungen und weitere Privilegien, vor allem bei der Öffnung von Häfen. Längst bildeten sie exterritoriale Enklaven eigenen Rechts. Den Westmächten und Russland war vor allem am Zugang zum unerschöpflich scheinenden chinesischen Markt sowie territorialen Zugewinnen gelegen. Zwischen den traditionellen und ausländisch induzierten Sektoren der chinesischen Ökonomie in und um die Freihäfen tat sich eine wachsende Kluft auf. Die Landwirtschaft konzentrierte sich zunehmend auf cash crops für den westlich dominierten Weltmarkt. Vor allem britische und amerikanische Schifffahrtsgesellschaften rissen den Binnenhandel sowie den maritimen Handel an sich. In der chinesischen Elite sowie in der Bevölkerung insgesamt machten sich indes traditionalistische und ausländergefeindliche Strömungen breit. Das Zusammenspiel von inneren und äußeren Faktoren besiegelte so das Schicksal des Landes bis in die 1930er Jahre. Die imperialistischen Mächte stritten um ein Land, das in sich tief zerrissen war. Es verlangte um den Preis verminderter nationaler Unabhängigkeit nach westlichen Kapitalien, Technikern und Fachleuten. Diese Unabhängigkeit war spätestens am Ende des 19. Jahrhunderts verloren, und China trat in eine Epoche schwerer sozialer und politischer Erschütterungen ein.

## Endlose Kalamitäten und Neubeginn

Der chinesisch-japanische Krieg von 1894/95 leitete den anscheinend endgültigen Niedergang ein. Die Selbststärkungsstrategie war offensichtlich gescheitert und der Qing-Staat wurde zum Spielball der westlichen Großmächte und Japans. Nicht nur endete der Krieg mit einer verheerenden Niederlage Chinas, er kostete das Land auch riesige Entschädigungen und öffnete den territorialen Begierden der westlichen und der japanischen Imperialisten abermals Tür und Tor. Ausländisches Bank- und Industriekapital strömte ins Reich der Mitte und profitierte von den günstigen Geschäfts- und Ausbeutungsbedingungen. Die politische Klasse war zerrüttet. Institutionelle Reformen, die man auf den Weg zu bringen versuchte, blieben wegen der konservativen Kräfte alsbald stecken. Die ausländergefeindlichen Stimmungen, die der Kaiserhof in seiner Not stützte, mündeten im „Boxeraufstand“ von 1900, dessen schmähliches Ende zu demütigenden Friedensbedingungen und erneuter riesiger Kriegsentschädi-

gung, die das Land enorm belastete, führte. Der Wert der Silberwährung verfiel weiter, die Reparationen konnten nur durch ausländische Anleihen abgetragen werden, die Staatsschulden stiegen ins Unermessliche. Nicht nur Produktionsmittel, sondern zunehmend auch Konsumartikel mussten importiert werden. Die westliche Textilindustrie konkurrierte das einheimische Handwerk wie in Indien zum Teil nieder. Der Imperialismus griff über den Handel hinaus nach Bergbaurechten, Eisenbahnkonzessionen (kurz vor dem ersten Weltkrieg befanden sich 90 % derselben in ausländischer Hand) und chinesischen Staatsanleihen. Das ausländische Kapital im Land verdoppelte sich zwischen 1896 und 1914. Es unterstellte sich die chinesischen Staatseinnahmen. Gewinne wurden indes in die Heimatländer transferiert. Die Aufteilung des untergehenden Kaiserreichs in imperialistische Interessenzonen war im vollen Gang, blieb aber trotz einiger Ansätze territorialer Beherrschung weitgehend informell.

Verschärft wurde die Lage durch ökologische Krisen sowie ausnehmend häufige und heftige Naturkatastrophen, die Millionen von Menschen töteten. China wurde endgültig zu einem überbevölkerten, armen und demoralisierten Land. Als paradigmatisch mag gelten, dass es Millionen von Arbeitskräften, „Kulis“, nach Südostasien und in die Neue Welt exportierte. Das war sicher nicht nur dem Imperialismus zuzuschreiben, sondern reflektierte auch eine seit 1800 stagnierende sozialökonomisch-politische Entwicklung. Weder die schwache chinesische Bourgeoisie, die erst um 1900 in Industrie und Handel relevant war noch das unterentwickelte Proletariat (weniger als 1 % der Bevölkerung) oder die heterogene und ohnmächtige Intelligentsia hatten dem etwas entgegen zu setzen. Die Arbeiterklasse unterlag einer scharfen Ausbeutung, wies aber eine starke Binnendifferenzierung auf, und entwickelte erst in den 20-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein über Rudimente hinausgehendes politisches Bewusstsein. Sozialkritik war traditionell den Beamten und lokalen Eliten vorbehalten gewesen. Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts entfaltete sich eine auf die Presse gestützte von der Obrigkeit unabhängige öffentliche Sphäre. Die Klassenstruktur trug vor allem den Klotz einer riesigen und rückständigen Bauernschaft am Bein, die ca. 80 % der Bevölkerung ausmachte. Das Land war so herunter gekommen, dass seine Kernprovinzen vom Imperialismus nicht einmal als Kolonien begehrt wurden. Die Pseudointustrialisierung konnte daran nichts ändern.

Es ist daher aberwitzig, die republikanische Umwälzung von 1911/12 mit den bürgerlichen Revolutionen in England oder Frankreich zu vergleichen, zumal ihre liberale Phase (Hundert-Tage-Reformen) bald zu Ende war und ein industrielles oder finanzielles Unternehmertum nur in Ansätzen entstand. Tonangebend war vielmehr die Kompradorenklasse, d.h. die mächtigen am Ausland orientierten Kaufleute, die an der inneren Entwicklung kaum interessiert war. An der Abhängigkeit Chinas, die zunehmend in allen gesellschaftlichen Bereichen spürbar wurde, änderte sich nichts. Im Übrigen hatte nicht die periphere

chinesische Bürgerklasse das Sagen, sondern die regionalen Warlords. Chiang Kai-shek bereitete ihnen in den 1920-er Jahren zugunsten seines politisch-militärischen Regimes ein Ende. Währenddessen und vor allem mit der japanischen Invasion ab 1937 entwickelten sich in Gestalt der kommunistischen Guerilla die ersten Keime einer Revolution, welche China erst eigentlich in die Moderne führen sollte. Das Land war zutiefst zerrüttet, ökonomisch am Boden und politisch vom Imperialismus gedemütigt. Bis 1945 musste es fünf Bürgerkriege, die Dutzenden Millionen Menschen das Leben kostete, und fünf ausländische Interventionen über sich ergehen lassen. Es ist daher kein Wunder, dass das jetzige Regime vor dem Hintergrund dieser traumatisierenden Katastrophen Sicherheitspolitik und Stabilität in ihrer Agenda hoch ansiedelt. Der daraus resultierende national(istisch)e Antimperialismus hat sich mittlerweile zu einer stark die eigene Souveränität betonenden internationalen Politik gewandelt.

In der Zeit imperialistischer Vorherrschaft ist das (Vor)Urteil des bezopften rückständigen Chinesen, der menschlich und moralisch weit abgeschlagen sei, entstanden (was heute ins Gegenteil des homo faber umgeschlagen ist). So traten die „Chinamen“ oder Kulis in Kolportageromanen als schwatzhaft, unterwürfig oder heimtückisch und feige auf. Umgekehrt zogen progressive Chinesen erste denkerische Konsequenzen aus der Malaise. Sie erkannten die eigene Verblendung, Selbstüberschätzung und den daraus folgenden Stillstand als wesentliche Momente des Niedergangs. In der Republik nach 1911 unter Sun Yat-sen gediehen politische Reformprojekte, die auf der Basis konfuzianischer Grundwerte die demokratische Volksbeteiligung und schließlich die Gleichberechtigung aller Chinesen anstrebten. Sun Yat-sen wollte einen sozialdemokratischen Staat für das Wohl des Volkes. Chen Duxiu wiederum hoffte auf eine kommunistische Führung an der Spitze des (kleinen) Proletariats. Die KP des Landes wurde durch Stalin in eine Koalition mit der Kuomintang gezwungen und von dieser schließlich beim Massaker von Shanghai 1927 weitgehend hingemetzelt. So endeten alle Blümenträume an Verhältnissen, unter denen keine Klasse existierte, die fortschrittlich und führend war; es blieb das politische Chaos der Warlords und der Kuomintang. Zusammen mit der japanischen Aggression und Okkupation bildete das die zweite Katastrophe der modernen chinesischen Geschichte.

Das Bild änderte sich erst, als die erneuerte KP unter Mao Tse Tung die Bühne betrat. In einem weit reichenden Schritt brach er mit der marxistischen Doktrin von der Führungsrolle der Arbeiterklasse und setzte stattdessen auf die Bauernmassen, deren soziale Differenzierung er untersuchte und politisch wendete. In wechselvollen Kämpfen siegten die KP sowohl über die innenpolitischen Gegner wie die äußeren Angreifer. Der schier chronische Abstieg des Landes begann sich zu wenden. Der legitimierende Mythos der kommunistischen Revolution als Protagonist einer besseren und sozial gerechten Gesellschaftsordnung strahlte bis in den patriotischen Idealismus hin aus. Die Über-



legungen zum Partisanenkrieg, zur Schaffung einer breiten Anhängerschaft sowie zum Organisationsprinzip der „Massenlinie“ ermöglichten der KP die Bildung eines gefestigten Gegenstaats zur Kuomintang. Die alte Frage, wieso es ausgerechnet im agrarischen und rückständigen China zu einer kommunistischen Revolution kommen konnte, ist jedoch nicht ausgereizt.

Wie das vor sich ging, mit welchen Erfolgen, aber auch schwer wiegenden und opferreichen Fehlern und Sackgassen, ist in diesem historischen Überblick nicht näher auszuführen. Immerhin stellt der kommunistischer Sympathien gewiss unverdächtige Wirtschaftsnobelpreisträger Joseph Stiglitz das Zeugnis aus: „China ist einfach die ökonomische Erfolgsgeschichte schlechthin, vor allem wenn man an die vielen Menschen denkt, die der Wandel aus der Armut geholt hat.“ (Frankfurter Rundschau, 1.4.2007) Die KP hat sich mangels tauglicher anderer politischer oder Klassenkräfte als ideeller Gesamtgesellschaftler heraus gestellt. Sie betreibt ihr Geschäft nicht schlecht, obgleich sie sich mit dem Kapitalismus eingelassen hat und dieser Kehrtwende unter Deng Xiaoping einen steilen ökonomischen Aufschwung verdankt. Unter ihrer Ägide entwickeln sich die Produktivkräfte stürmisch – und es bleibt abzuwarten, in welchem Verhältnis sie zu den Produktions- und Politikverhältnissen stehen und was für Widersprüche aufgeworfen werden. Die KP „hat Marx jedenfalls insoweit richtig verstanden, als dass ein Sozialismus sich niemals auf Armut aufbauen kann, sondern die Entfesselung der Produktivkräfte voraussetzt“ (Geffken im Neuen Deutschland, 7./8.6.2008). Es ist der riskante Versuch, den Tiger zu reiten und dennoch einzuhegen. Die drängende Schubkraft kommt vom Erfordernis der nachholenden nationalen, demokratischen und industriellen Entwicklung. Sie steht unter der Leitung von Regierung und KP, die genau das stellen, was China ab 1800 immer mehr zu fehlen begann, nämlich einen ideellen Gesamtgesellschaftler.

Die Partei ist für diese Rolle umso mehr prädestiniert, als sie über entscheidende Legitimationsguthaben verfügt. Nicht nur war sie es, die das Land aus der schier aussichtslosen Lage von Bürgerkrieg und ausländischer Aggression heraus führte – wofür die Ikone Mao Tse Tung heute noch steht. Nach erratischen und kostspieligen Verirrungen („Großer Sprung nach vorn“ und Kulturrevolution) ist die KP nun in den Kurs eines rasanten, wenn auch sehr ungleichen Wachstums eingeschwenkt, der dem Volk einen (gemessen an den vergangenen Jahrzehnten unerhörten Wohlstand bringt. Schließlich tariert sie intern bislang erfolgreich die verschiedenen gesellschaftlichen Widersprüche in der ideologischen und praktischen Formation der „großen Harmonie“ aus. Auch das selbstbewusste Auftreten auf der internationalen Bühne gehört dazu. Niemand weiß, wie lange das währt. Aber gemessen am Elend der anderthalb Jahrhunderte nach 1800 stellt das „rote Mandarinat“ trotz aller Schattenseiten einen bedeutenden Schritt nach vorn dar. Es ist eine der vielen historischen Selbsterneuerungen des alten Reichs der Mitte.

## Literatur

- Brenner, Robert; Christopher, Isett (2002): England's Divergence from China's Yangzi Delta. Property Relations, Microeconomics, and Patterns of Development. *The Journal of Asian Studies* 61 (2): 609 – 622
- Crone, Patricia (1989): *Pre-Industrial Societies. Anatomy of the Pre-Modern World*. Oxford: Blackwell.
- Dabbringhaus, Sabine (2006): *Geschichte Chinas 1279-1949*. München: Oldenbourg.
- Denzel, Markus A. (Hg.) (2009): *Vom Welthandel des 18. Jahrhunderts zur Globalisierung des 21. Jahrhunderts*. Stuttgart: Steiner.
- Ereks, Eduard (1957): *Geschichte Chinas von den Anfängen bis zum Eindringen des ausländischen Kapitals*. Berlin (DDR): Akademie.
- Frank, Andre Gunder (1998): *ReOrient. Global Economy in the Asian Age*. Berkeley : University of California Press.
- Gernet, Jacques (1979): *Die chinesische Welt*. Frankfurt/M.: Insel.
- Guter, Josef (2004): *Lexikon zur Geschichte Chinas*. Wiesbaden: Matrix.
- Kenwood, A.G.; Loughheed, A.L. (1999): *The Growth of the International Economy 1820-2000*. London/New York: Routledge.
- Klein, Thoralf (2009): *Geschichte Chinas von 1800 bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh.
- Maddison, Angus (2007): *Contours of the World Economy, 1 – 2030 AD. Essays in Macroeconomic History*. Oxford: University Press.
- Patrick, Karl; O'Brien, Patrick (2009): European Expansion Overseas. The Relocation und Reconstruction of a Metanarrative in Global Economic History. In: *Denzel, Markus A. (Hg.)*, 41-51.
- Osterhammel, Jürgen (Hrsg.1994): *Asien in der Neuzeit 1500-1950*. Frankfurt: Fischer.
- Pomeranz, Kenneth (2000): *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*. Princeton: Princeton University Press.
- Pomeranz, Kenneth; Topik, Steven (1999): *The World that Trade Created. Society, Culture and the World Economy, 1400 – the Present*. Armonk/London: M.E. Sharpe.
- Schmidt-Glintzer (2010): *Kleine Geschichte Chinas*. Frankfurt: Fischer.
- Tökei, Ferenc (1969): *Zur Frage der asiatischen Produktionsweise*. Neuwied: Luchterhand.
- Urata, Shujiro (2008): Comment on Maddison 2007, in: *Asian economic policy review*, vol. 3, no. 1, 85-86.
- Vries, Peer (2003): *Via Peking back to Manchester: Britain, the Industrial Revolution, and China*. Leiden: Research School CNWS.